

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 11

Artikel: Blumenwunder
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Blumenwunder. *)

Von Felix Möschlin.

Meine Frau ist eine liebe Frau. Sie will alles allein machen. Sie verschmäht jede Hilfe. „Selbst ist der Mann,“ pflegt sie zu sagen. Ich bewundere sie.

Wir haben einen Garten. Als wir die gelben Rüben gesät, die Bohnen gesteckt und auch die Salatseklinge ausgepflanzt hatten, machten wir eine kleine Pause. Es ist immer schön, eine Pause zu machen und das Werk zu beschauen. Das ist eigentlich das Schönste an der Arbeit. „Man müßte nicht nur Gemüse haben,“ sagte meine Frau, „sondern auch Blumen.“

„Gewiß“, sagte ich, „ich habe Blumen auch lieber als Gemüse, wenigstens zum Anschauen. Pflanzen wir auch ein paar Blumen!“

„Man muß aber die Blumen selber aufziehen,“ sagte meine Frau. „Das ist keine Kunst, beim Gärtner fertige Pflanzen zu kaufen. Man muß sie vom Samen an erleben. Dann hat man ein ganz anderes Verhältnis zu ihnen.“

Das Mütterliche, dachte ich gerührt. Die Frau muß immer etwas zu hegen und zu pflegen haben. Sie hat die kleinen Kinder lieber als die großen. Wenn es nach der Frau ginge, würden die Menschen überhaupt immer im Alter von zwei bis drei Jahren bleiben.

Wir kauften Samen, Samen aller Art. Wenn sie aufgingen, würden wir durch ein Paradies wandeln. Wir hatten eine ganze Schublade voll Samen. Vom Salat „Riesenkopf“ bis zum Stiefmütterchen „Perplex“.

Aber wir kamen noch nicht zum Blumensäen. Der Spinatsamen war von den kleinen Schnecken gefressen worden, weil es so kalt und regnerisch war. Und der Rübensamen von den Erbslöhen,

weil es nachher so heiß und trocken war. Wir konnten noch nicht an Blumen denken.

Als wir endlich die Schublade öffneten, hatten die Mäuse eine schlimme Unordnung angerichtet. Es gibt merkwürdig viel Tiere auf der Welt, deren Nutzen nicht ohne weiteres einzusehen ist. Teilweise hatten die Mäuse das Papier der Düten, teilweise die Samen selber gefressen. Sie schienen eine Vorliebe für gewisse Sorten zu besitzen. Sicherlich auch Feinschmecker in ihrer Art. Ein interessanter Beitrag zur Mäusepsychologie.

Wenn es nur nicht so schwer gewesen wäre, die übriggebliebenen Samen zu indentifizieren. Denn die verschiedenen Sorten waren aus ihren Düten gerollt. Und der Name stand nur auf den Düten.

Wir machten nachdenkliche Gesichter. Aber meine Frau verläßt sich auf ihren Instinkt. Die wahre Überlegenheit des Weibes. Das Denkvermögen des Mannes kann nicht dagegen aufkommen.

Sie sammelte einen bestimmten Samen in der hohlen Hand. „Das gibt sicher etwas Schönes, das Gefühl sagt es mir.“ Es waren zwei Millimeter große, schwarze, dreikantige Samen. Sie sahen wirklich sehr vielversprechend aus.

„Was es wohl sein mag?“ fragte sie.

„Vielleicht Maiglöckchen,“ sagte ich, denn ich weiß, daß sie für Maiglöckchen schwärmt.

„Nein, das sind sicher Glockenblumen,“ sagte sie. Die gute Seele. Sie hat immer noch nicht vergessen, daß ich letztes Jahr einmal ganz begeistert mit einem Strauß Glockenblumen nach Hause gekommen bin.

„Von diesen ganz großen, dunkelblauen, die den ganzen Sommer blühen,“ fuhr sie fort.

Ich nickte. Aber dann schämte ich mich. Es war nicht nett von mir, die Samen ganz für mich in Anspruch zu nehmen. Ich erinnerte mich daran, daß sie auch die Delphinien so gern hatte. „Das gibt Edellittersporne“, sagte ich mit Überzeugung.

„Meinst du?“ fragte sie. Meine Überzeugung tat ihre Wirkung. Es kommt immer auf den Ton an, in dem man etwas sagt.

„Das wäre herrlich,“ sagte sie langsam.

„Von den ganz hohen,“ sagte ich und deutete mit der Hand, die ich in Schulterhöhe gerade aus hielt, die Höhe ungefährr an.

*) Aus: Meine Frau und ich und andere Erzählungen, von Felix Möschlin. 245 Seiten 80, Gebestet Fr. 5.50. Schweizer Bücher 1. Band, verlegt bei Orell Füssli, Zürich und Leipzig. — Möschlin berichtet von kleinen Zwischenfällen und Mißgeschicken im Familienkreis, bei denen die „Tücke des Objektes“ eine Hauptrolle spielt. Ob nun dieses Objekt ein Ros, grüne Farbe oder ein Hund sei, — immer sind die Auseinandersetzungen mit solchen Störenfriedern häuslicher Gemüthlichkeit mit zwingender Komik und drastischer Realistik geschildert. Auch in den drei andern Gruppen von Erzählungen bestätigt sich Möschlin als ein virtuoser Erzähler, der mit bewundernswerter Treffsicherheit das Wesentlichste heraushebt und in knapper, überzeugender Art die verschiedensten Stoffe meistert. Trotz unbefangener Wirklichkeitstreue sind diese Geschichten vom Glanz zarter und reiner Poesie erfüllt und werden jedermann durch ihre geistreiche Gesprächsführung und ihr ironisches Geplänkel erfrischen.

„Aber schließlich können es ja auch Lupinen sein,“ sagte sie.

„Was ist das?“ fragte ich.

Sie holte unser Gartenbuch. Wir haben ein sehr schönes Gartenbuch. Das ist die Hauptsache bei einem Garten. „Der ewige Blütengarten“ heißt es.

Sie zeigte mir die Lupinen. Wir blätterten weiter. Es gab noch viele andere schöne Blumen. Zwischendurch schauten wir wieder unsere schwarzen Samen an, die immer geheimnisvoller und vielversprechender wurden.

„Die Kleopatranel wäre auch nicht übel,“ sagte ich.

„Und der Himalaja Tremurus mit seinen manns hohen Blütenkerzen,“ sagte sie mit roten Wangen.

Ich hatte nichts dagegen einzutenden, wenn ich zwar auch bereit war, mich mit einer Schmußsalbei zufrieden zu geben. *Salvia nemorosa superba*. Der lateinische Name macht alles noch viel verheißungsvoller. Man begreift, daß die Doktoren so gerne lateinisch reden.

„Eigentlich ist es ein wahres Glück, daß wir nicht wissen, was aus den Samen werden soll,“ sagte meine Frau, „jetzt haben wir die ganze Freude der Erwartung... wir können uns das Schönste vorstellen und wahrhaftig, es wird noch übertroffen werden.“

„Ja, wir haben immer Glück...“ sagte ich.

Wir säten. Ein ganzes Beet voll. „Der Einheit wegen,“ sagte meine Frau. „Ich habe den Mischmasch nicht gern. So gibt es einen bestimmten Eindruck.“

Ein Wunder, dies gläubige Säen. Man tut etwas Steinhartes, Zusammengeschrumpftes in den Boden und erwartet, daß Blumen daraus emporsteigen werden. Wenn man nur bedenkt, daß der Samen, dieser scheinbar tote Samen, diese Eigenschaft besitzt... ein Wunder... ich kann mich nicht anders ausdrücken. Man wird ganz andächtig beim Säen.

Dann warteten wir. Es war etwas heiß. Jeden Abend schleppten wir zehn Gießkannen voll Wasser zum Blumenbeet. Endlich sproßte Grün aus der lehmigen Erde. Wir gossen noch fleißiger. Aber doch mit einem gewissen Mißtrauen. Denn das Grün sah aus wie Löwenzahn. Es war auch Löwenzahn. Wir rissen die unerwünschten Pflänzchen sorgfältig aus.

Wieder warteten wir. Wieder gossen wir. Wieder kam Grün. Aber auch das kam mir wieder so bekannt vor. War's nicht dieser ekel-

hafte Hahnenfuß, der überall herumkroch, obwohl man ihn nirgends wünschte? Doch, es war Hahnenfuß, nicht daran zu zweifeln. Sorgfältig rissen wir ihn aus.

Aufs neue warteten wir. Ich versuchte auszurechnen, wieviel Gießkannen voll Wasser ich schon zum sogenannten Blumenbeet getragen hatte. Aber ich vermochte es nicht. Ich machte einen schlechten Witz. Meine Frau schaute mich verweisend an. Sie hatte Recht. Wie konnte ich auch so unglaublich sein. Gut Ding will Weile haben. Die Blumen würden schon kommen.

Und sie kamen wirklich. Eines Morgens waren sie da. Auf einmal waren sie da. Es ist merkwürdig, wie in der Natur alles auf einmal da ist. Es gibt nur plötzliche Veränderungen.

Gefnickt, mit dünnen Stengeln, die immer noch den Samen trugen, kamen die Blumen zum Boden heraus.

„Die müssen es nicht leicht gehabt haben,“ sagte ich nachdenklich. „Sich so aus dem doch immerhin harten Boden herauszustößen. Welche Gewalt!“ Ich war ganz gerührt.

„Die Stengel sind aber etwas dünn,“ fuhr ich fort. „Fast wie Gras.“

„Du hast kein Vertrauen,“ sagte meine Frau. „Mit kleinen Blumen ist es wie mit den Kindern. Sie sind auch nicht schön, wenn sie auf die Welt kommen. Man muß eben das Vertrauen haben, daß sie schön werden.“

„Die Blumen erinnern mich fast an Schnittlauch,“ wagte ich zu sagen.

„Habt ihr denn auch gar kein Vertrauen, ihr Männer?“ sagte meine Frau. „Darum sieht die Welt auch so aus, wie sie ist!“

Ich sagte nichts mehr. Obwohl mich die Blumen immer noch an Schnittlauch erinnerten. Ich konnte nichts dafür.

„Man muß sie jetzt nur fleißig begießen,“ sagte meine Frau. „Dann werden die Stengel schon dicker werden.“

Als meine Frau schlief, ging ich nochmals in den Garten. Der Schnittlauch, oder was es sein mochte, ließ mir keine Ruh. Ich beugte mich zum Blumenbeet nieder und roch an den dünnen Stengeln. Sie dufteten nach Zwiebeln. Hatten wir Zwiebeln gesät? Aber gibt es nicht auch Blumenzwiebeln? Natürlich. Ganz Holland ist voll davon. Das hatte ich mehr als einmal gehört.

Aber es waren keine Blumenzwiebeln.

„Narzissen,“ sagte meine Frau, solange wie möglich.

Ich goß fleißig und sagte kein Wort.

Eines Abends stand meine Frau vor dem Blumenbeet und weinte. „Zwiebeln“, sagte sie schluchzend.

Da stellte ich die Gießkanne nieder und rief, außer mir vor Freude: „Nein, was du nicht sagst... Zwiebeln! Zwiebeln hab ich ja so gern!“

Durch einen Schleier von Tränen sah sie mich wehmütig an.

„Wenn du wüßtest, wie lange ich mir das

schon gewünscht habe,“ fuhr ich unentwegt fort, „ein ganzes Beet voll Zwiebeln! Eigene Zwiebeln!“

„Aber die Lupinen und Delphinien...?“

„Wir haben ja das Buch,“ sagte ich fröhlich.

Da fiel sie mir um den Hals. Sie ist eine liebe Frau.

Ich sah, daß auch Zwiebelpflänzchen ihre Schönheit haben, ihre ganz besondere Schönheit..

Qualität und Bücher.

Von Erwin Nielsen.

Um das Gute zu lesen, ist es eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht lese, denn das Leben ist kurz, Zeit und Kraft beschränkt.

Schopenhauer.

Ein neues Schlagwort ist unserem Volk entstanden: Qualität! Die Spaten pfeifen es vom Dache. Alle Versammlungen, alle Zeitungen verkünden die Erkenntnis, daß nicht die Massenerzeugung, sondern nur die Qualität uns retten kann. Eine neue Parole nach vielen anderen. Und doch, wie alle solche Parolen, so umschließt auch diese ursprünglich einen gesunden Gedanken. Nur daß Gedankenlosigkeit und Herdentrieb aus Gedanken so gern und schnell Phrasen machen, darin liegt auch hier die Gefahr. Zweifellos ist der Qualitätsgedanke eins der würdigsten und brennendsten Probleme unserer Zeit und unserer Zukunft. Aber das Problem wird einseitig angefaßt. Das Was ist nichts, solange es nicht durch ein Wie bestimmt wird. Zunächst ist es nur die dünne Schicht des Unternehmertums, die in dem eng umgrenzten Bezirk wirtschaftlichen Lebens den Qualitätsgedanken durchzuführen strebt. Qualität wird aber nicht ausschließlich, vielleicht sogar erst in letzter Linie, durch technische Maßnahmen erreicht. Qualität wird nicht erreicht, solange nicht jedes einzelne Individuum, das an ihrer Erzeugung mitwirken soll, von der Größe dieses Gedankens ergriffen ist. Hier ist der Punkt, wo der einzelne, der ein Glied der großen Kette ist, aufhören soll und muß, Maschine oder Instrument zu sein, wo endlich wieder einmal der sich seiner Verantwortung bewußte Mensch erwachen kann. Jede Produktion ist ein Ergebnis vorhergegangenen Konsums. Eisen und Stahl werden verarbeitet zu Maschinen. Ein Objekt entsteht aus anderen Objekten. Qualität ist zwar nicht Objekt, aber Eigenschaft eines Objekts, ist seine geistige Erscheinung, seine Seele. Seele kann aber nur durch Seele, nicht durch Material,

erweckt werden. Auch das aus einfachstem Stoff entstandene Gebilde kann Qualität, sogar höchste Qualität haben, wenn der Geist, nicht bloß die Maschine, es erzeugt hat. Zukunftsaufgabe und Zukunftshoffnung unseres Volkes wird es sein, bei materieller Armut, bei Beschränkung auf den schlichtesten und billigsten Stoff, größtmögliche Qualität zu schaffen. Was dem Material fehlt, muß durch den Geist ersetzt werden, der das Material adelt. Aber auch der Geist, nie notwendige Voraussetzung aller Qualität, ist Produkt eines Konsums. Dieser Konsum ist geistiger Art. Qualität setzt Bildung voraus. Bildung nicht nur im Sinne sachlichen Wissens, ganz und gar nicht im Sinne kastenmäßiger Abstempelung. Bildung vielmehr im Sinne von Menschlichkeit. Gebildet ist nicht nur jener kleine Teil von Menschen, denen ein Gott es gab, zu sagen, was sie im Herzen fühlen. Gebildet ist jeder, der gelernt hat, sinnvoll lebendige Beziehungen herzustellen zu seiner engeren und weiteren Umgebung. Jeder, der sich mit einem persönlichen Standpunkt auch einen „weiten Horizont“ geschaffen hat. Der Qualitätsgedanke steht und fällt mit dem Bildungsproblem. Die Qualität der wirtschaftlichen Produktion hängt aufs innigste mit der Qualität des geistigen Konsums zusammen. Der, dessen Gefühlsleben seinen höchsten geistigen Ausdruck im Schimm-Tanzen findet, mag immerhin ein ganz solider und fleißiger Mensch sein, für den Qualitätsgedanken kommt er schwerlich in Betracht. Nur wer neben oder über den geräuschvollen Vergnügungen des Tages höhere Werte anerkennt und sich diese zu erwerben strebt, ist reif für Qualität. Welcher Art sind diese Werte, wie finden sie ihren äußeren Ausdruck, und auf welche Weise eignet man sie sich an? So überragend hoch an sich der unmittelbare Verkehr mit geistig hervorragenden Menschen einzuschätzen ist, so stark auch der (oft unbewußte) Einfluß des persön-